

## Burg Rosenstein.

Eine Schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Friß Rißel.  
(Fortsetzung.)

### 6. Die alte Friedegund.

**D**er um die Türme der Burg Rosenstein webende Goldglanz der scheidenden Sonne war einem matten Dämmer gewichen und nur einige hoch am Firmamente schwebende, rosenrot angehauchte Federwölkchen zeigten an, daß das Tagesgestirn noch nicht vollständig verfunken war. Dichter ballten sich die aus dem Talgrunde aufsteigenden Nebel, flatterten unter dem Hauche des kräftiger sich erhebenden Abendwindes in seltsam zerrissenen Gestalten um die Kuppen der jenseitigen Höhen und, eine orangegelbe Scheibe, leg der Vollmond am östlichen Himmelstrande empor. Die Nacht begann ihre Herrschaft anzutreten.

Längst schon hatten die Ritter den Burghof verlassen — auch die schöne Walburga war gegangen — und immer noch stand Heinz von Horn an der Mauerbrüstung und sah in das brennende Dunkel hinein. Aus der Halle klang Becherklingen und lautes Durcheinanderrufen der dort Zechenden — von Zeit zu Zeit schritt ein reißiger Knecht quer über den Hof und warf scheue Blicke nach ihm — er achtete auf gar nichts, was ihm her vorging, und zermartete nur sein Gesicht, wie er vor ihm drohenden Gefahr begegnen könne. Behebt sollte er werden wie ein wildes Tier von den Raubbeutern dort drinnen, und keine Hoffnung bot sich, den Verfolger zu entkommen. Ja, hätte er anstatt den alten Braunen, den ihm der Dunkel für die Fahrt nach Schwaben hatte fitteln lassen, einen schnellfüßigen Renner morgen unter sich. Aber die bescheidenen Vermögensverhältnisse des guten Onkels gestatteten diesem nicht, die Rosse zu halten und der Braune war das beste Pferd in der Stalle der Burg Fürstenberg gewesen. Mit diesem Tiere war es undenkbar, daß ihm die Flucht gelang — deshalb wollte er gar

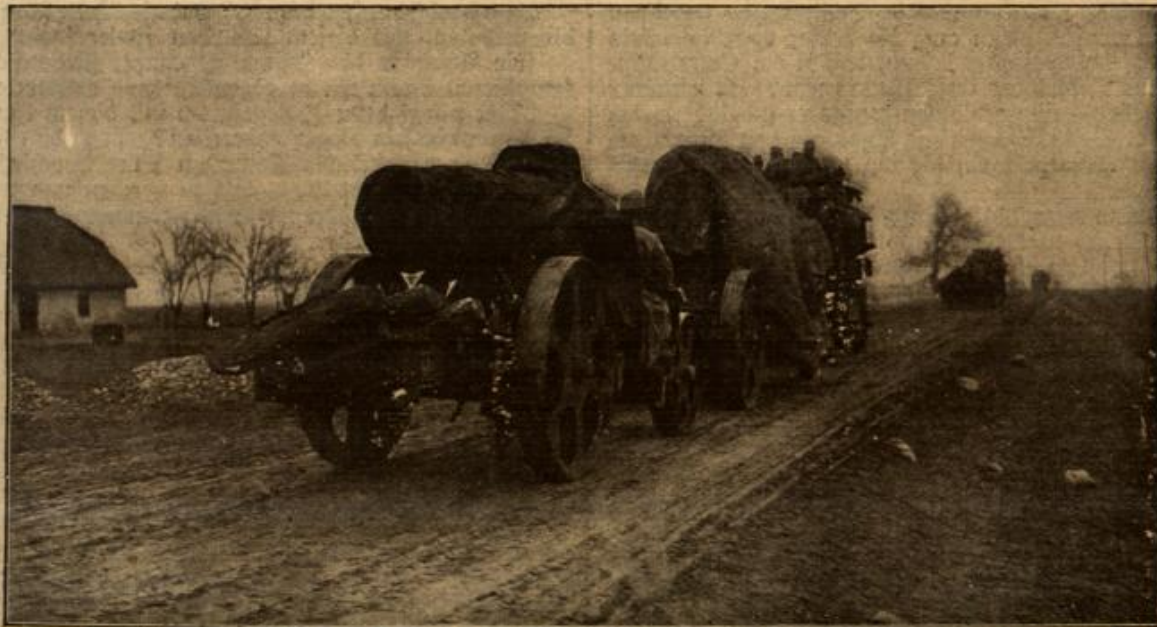
nicht den Versuch zu einer solchen machen, sondern sich mannhaft den Feinden stellen und sein Leben so teuer als möglich verkaufen.

Ein blendender Schimmer am dunkelnden Firmament ließ den Sinnenden plötzlich emporschreden. In weitem Bogen schwebte ein glänzender Meteor pfeilschnell durch den Himmelsraum, für einen Augenblick die Landschaft mit grellem Lichte überflutend. Wie ein Hoffnungsstrahl durchzuckte es den Einsamen. Gab ihm der Allmächtige mit dieser jäh aufflammenden Leuchte ein Zeichen, daß er fest auf ihn bauen könne? Es konnte nicht anders sein! Gerade in dem Augenblicke, als sich die trübsten Gedanken über ihn senkten — als er zu verzagen begann, erstrahlte das Licht des Himmelskörpers — ein Tor nur konnte daran zweifeln, daß dies eine tröstende Botschaft der Allmacht war.

Unwillkürlich faltete Heinz zum Gebet die Hände. Wie frohe Zuversicht überkam es ihn. Noch atmete er, noch war er im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kraft — da würde sich gewiß auch ein Weg finden lassen, der ihm Rettung verhieß! Und mit der Befreiung von dem ihn vorhin besallenden zagenen Gefühl, regte sich in ihm schon wieder die Spannkraft der Jugend und ließ ihn an den Zweck seiner Fahrt nach dem Schwabenlande denken. Die Friedegund sollte ihm das Lager in dem Turmgemach bereiten — so hatte Jörg von Rosenstein geboten!

Er hatte somit vielleicht Gelegenheit, der Alten allein — Auge in Auge — gegenüberzutreten, konnte ihr die Frage vorlegen, die ihm am Herzen lag; konnte —

Ehe er nun weiter sinnen konnte, ward der junge Ritter von einer mürrisch klingenden Stimme aufgeschreckt, die sich jetzt hinter ihm vernahmen ließ: „Wollt Ihr hier im freien Hof die Nacht verbringen, die Rebel aus



Vom Kriegshauptlag in Russisch-Polen: Eine österreichisch-ungarische Mörserbatterie auf dem Vormarsch gegen Warschau. (Mit Text.)

junger Herr? Laßt Euch zum Lager leuchten — dem Tale bringen mancherlei Gebreite!“

Sich umwendend, erkannte Heinz die alte Friedegund, die mit einer Leuchte in der Hand vor ihm stand und wieder ihre stechenden Blicke forschend auf seinem Gesichte ruhen ließ. Hämisch lichernd fuhr sie jetzt fort:

„Zwar ist's nicht lange mehr vonnöten, für Eures Leibes Wohl zu sorgen, denn morgen nimmt der große Medikus, der alle Schmerzen heilt, Euch sicherlich in seine Pfllege! Ist jammer-schade um Euch junges Blut!“

„Mein Leben oder Tod, Frau Friedegund, steht in des lieben Herrgotts Hand!“ erwiderte der junge Ritter. „Kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen, und ist mein Tod in seinem weisen Rat beschlossen, dann beuge ich mein Haupt in Demut! Doch dank ich Euch von Herzen, daß Ihr für mich sorget und folg' Euch gerne!“

„Fromm und tapfer — ganz wie der Vater!“ murmelte die Alte vor sich hin, um dann in dem vorherigen, mürrischen Tone fortzufahren: „So kommt!“

Damit humpelte sie, immer vor sich hinhurmeln, quer über den Hof nach einer schmalen, in einen der gewaltigen Türme eingelassenen Türe, erschloß dieselbe und leuchtete dem ihr auf dem Fuße Folgenden eine schmale, steinere Wendeltreppe hinauf, die nach einem einfach, aber behaglich ausgestatteten, halbkreisförmigen Gemach führte. Die Leuchte auf den kleinen Tisch setzend, deutete die Alte auf die dort stehende Platte mit Wildbret, Brot und Wein, und sagte hämisch: „Laßt Euch die Hentersmahlzeit schmecken, Herr Heinz von Horn — wollt' sagen, Ritter Heinz von Fürstenberg! So heißt Ihr ja — nicht wahr? Mein alter Kopf wirft alles durcheinander!“

In jähem Schrecken hatte sich der junge Ritter umgewendet und fragte: „Wie kommt Ihr auf den Namen Heinz von Horn, Frau Friedegund? Hat etwa eine Ähnlichkeit Euch getäuscht?“

„Eine Ähnlichkeit?“ krächzte die Alte. Die Augen und die Stimme, der Wuchs und das Gebaren gibt's nur einmal in der Welt! Zur Halbscheid Ebenbild Herrn Ottokars — zur Halbscheid Ebenbild Frau Irngards! Sah auch an Eurem Hals das Muttermal, als Ihr die Harfe schluget — das gleiche Mal wie an dem Hals des Dirnleins!“ Unverständliche Worte weiter vor sich hinhurmeln, schidte sich die Alte an, das Gemach wieder zu verlassen, als ihr Heinz, bebend vor Erregung, entgegentrat:

„Für wen seht Ihr mich an, Frau Friedegund — von welchem Dirnlein redet Ihr?“

„Ihr wißt es selber ja am besten, wessen Stammes Ihr seid!“ schnarrte die Alte mit lustigem Augenzwinkern. „Wollt Euren wahren Namen mir verhehlen, weil Ihr Berrat von mir besorgt! Die alte Friedegund verrät Euch nicht! Vor zwanzig Jährlein war der kleine Heinz mir an das Herz gewachsen wie ein eigener Sproß — der große Heinz wär mir's nicht minder, wenn er mir vertraute!“

Der junge Ritter war mit sich im Zweifel, was er erwidern sollte. Durfte er sich der Alten, deren Wesen etwas Unheimliches hatte, zu erkennen geben? Ihr, die einst treulos gegen seine Mutter gewesen war und vor welcher ihn der alte Köhler gewarnt hatte? Aber was konnte ihm Schlimmeres begegnen als das, was ihm drohte, wenn auch die Ritter von Rosenstein durch den Mund dieses Weibes erfuhren, daß er ein Sohn Ottokars von Horn, des Todfeindes ihres Vaters war? Zu verlieren hatte er nichts mehr — nur gewinnen konnte er möglicherweise, wenn er in diesem Weibe, das ihn als Bube auf den Armen getragen hatte, eine Helferin fand, die ihn vielleicht einen guten Rat erteilen konnte.

Als lese die ihn unverwandt anstarrende Alte seine Gedanken, fuhr sie fort: „Weiß, was Ihr denkt! Der Friedegund darf man nicht trauen, weil sie einst treulos war! Ist's nicht so, junger Herr? Ich aber sag Euch: Treulos war ich nicht!“

„Ihr wäret nicht treulos, Friedegund, und seid doch heimlich in der Unglücksnacht von meiner Mutter Seite mit meinem kleinen Schwesterlein entwichen!“ fuhr es Heinz heraus.

„Ei, ei, — laßt Ihr jetzt Eure Mäste fallen?“ kicherte die Alte. „Soll Euch wahrhaftig nicht gereuen, Junker Heinz! Doch jetzt muß ich mich trollen, weil Herr Jörg mir streng verboten hat, mit Euch zu plaudern. Zwar scher' ich mich nicht viel um sein Verbot, doch möchte er Verdacht wohl schöpfen, wenn er mich noch bei Euch findet und meiner lieben Burga Plan vereiteln!“

Heinz hielt die wieder sich zum Gehen Anschließende am Arme zurück und fragte dringend: „Sagt mir nur eins, Frau Friedegund! Lebt meine Schwester noch — kann ich sie finden? Wenn noch ein Funken freundlichen Gefühls für mich und meine gute Mutter Euch in dem Herzen glimmt, so kündet mir die Wahrheit!“

„Still doch, Herr Heinz — die Wände haben Ohren!“ flüsterte die Gefragte entgegen. „Zähmt Eure Wißbegierde! Bin durch heil'gen Eid gebunden, keinem Menschen außer Eurer edlen Mutter das Geheimnis zu enthüllen. Nur das darf ich Euch sagen: Euer Schwesterlein lebt! Zur holden Jungfrau ist sie erblüht! Darf Euch weiter noch verkünden, wie es mir in jener Schreckensnacht erging! Werdet hören, daß treulos nicht die Friedegund gewesen ist!“

Und ihre Stimme noch mehr dämpfend, fuhr die Sprecherin fort: „Ritt mit Eurem Schwesterlein auf den Armen damals für Eurer edlen Mutter und dem alten Knechte Valerich durch dunkle Nacht. Fast war unsere Zufluchtsstätte, Burg Neubroms, schon erreicht, als das Kindlein jämmerlich zu weinen ansetzte, also daß ich mein Tier zügeln mußte, um des armen Würmlings Durst zu stillen. Valerich der Knecht und Eure edle Mutter wußten nicht, daß ich zurückblieb und so konnten sie auch nicht gewahren, daß ich plötzlich von Bewaffneten umringt war. Es waren Bersolger, die der wüste Hans von Rosenstein ausgesendet, Frau Irngard, Eure edle Mutter, in seine Gewalt zu bringen. Als sie ersahen, daß nur ich in ihre Hände gefallen war, ließen sie von mir ab und stürmten weiter — gottlob vergebens, Frau Irngard und der Knecht, sie waren schon im Schutze Neubroms Mauern. Ich aber hab' den rechten Augenblick ergriffen und bin entwichen. Auf wilden Wegen ritt ich kreuz und quer bis zu dem frühen Morgen. Raun konnte sich mein armes Pferd noch schleppen. Und als es tagte, mußte ich zu meinem Schutze gewahren, daß ich in der Ferne bis an den Fuß des Rosenstein geraten war. Was sollte ich tun? Alles sträubte sich in mir gegen, dem wüsten Hans von Rosenstein das Kind zu überliefern, denn wäre Euer Schwesterlein in der Gewalt des Ruchlosen gewesen, dann hätte er gewißlich Eure arme Mutter mit Drohungen gepeinigt und geplagt — hätte sie vielleicht gezwungen, in ihrer Herzensangst zu ihrem Kind zu eilen. Da hat der liebe Herrgott mir den rechten Weg gezeigt, den ich in meinen Zweifeln gehen sollte. Vom Turm der Klosterkirche unserer lieben Frau in Schönebach drunten rief das Glöcklein, rief mir mit seinem hellen Klang zu: Hier in dem Kloster ist das Kindlein wohl geborgen!“

Die Alte hielt inne und murmelte wieder unverständlich Worte vor sich hin. In atemloser Spannung hatte Heinz die Erzählung gelauscht. Wieder legte sich seine Rechte trampfend um den Arm des alten Weibes und in zitternder Erregung fragte er: „Und weiter, Frau Friedegund — Ihr habt des Klosters Gut mein Schwesterlein vertraut?“

„Wozu noch viele Worte?“ erwiderte die Gefragte in dem mürrischen Ton. „Was sollt' ich mit dem armen Weibchen beginnen? Den frommen Schwestern hab ich Euer Schwesterlein gegeben — hab der Abtissin alles anvertraut! Hat einen schwachen Eid mir abgenommen, die Hochwürdige, daß keines Menschen Mund ich je vertraue, wes Stammes das Kindlein sei. Hab mein Schwur gehalten — nur Eurer Mutter darf ich mich vertrauen.“

Eben wollte Heinz eine weitere Frage an die Erzählerin richten, als diese mit einer mahnenden Gebärde nach der Tür deutete, vor welcher leise Schritte hörbar wurden. Gleich darauf öffnete die Türe und Wolf Hebrand, der Vogt, erschien auf der Schwelle.

Mit einem mißtrauischen Blick auf den jungen Ritter, wendetete sich der Eintretende an sein Weib und begann polternd, den die Türe und Wolf Hebrand, der Vogt, erschien auf der Schwelle, der

„Wo bleibst du, Friedegund? Hat nicht Herr Jörg aufs strenge dir verboten, mit diesem Fremden Zwiegespräch zu pflegen?“

Die Arme in die Hüften gestemmt, stellte sich Friedegund kampfbereit ihrem Mann gegenüber und erwiderte keifend: „ort nicht, wer pflegt denn Zwiegespräch mit diesem Fremden? Er hält ich ihm nicht sein Lager zubereiten? Pack' dich hinunter, kummert zu, daß in der Knechte Kammern keine Leuchte mehr brennen, wie es deine Pflicht ist, anstatt zu horchen und zu spähen!“

„Du hast geplaudert mit dem Fremden — ich hörte es!“ rief er dann der Vogt wieder.

„Was du nicht hören sollst, das hörst du! Wenn ich dir predig' daß du des vielen Schlemmens dich enthalten sollst, dann dem S du taube Ohren! Scher' dich fort, wo du hingehörst, du gegte. vergessner Gauch! Geh hin und blas es den Bestrengen in die St Ohren, was du erlauert haben willst — sie werden sich härten der alten Friedegund ein Arges anzutun!“

Wolf Hebrand mußte wohl schon bittere Erfahrungen seiner Gattin gemacht haben, denn offenbar eingeschüchelt trat er einige Schritte zurück und entgegnete:

„Weib, traue nicht zu viel der Langmut der Bestrengten. Sie fürchten deinen bösen Blick und lassen dich deshalb in ihrem hem Ding gewähren! Mißachtest du jedoch ganz offen ihr Angelen bot, dann —“

„Scher' dich doch um dein eignes Wohl und nicht um mein du grauer Tor!“ unterbrach die Alte. „Genug des Redens jetzt — so laß den Ritter endlich zu seiner wohlverdienten Ruhe kommen! Schlaf wohl, Herr Ritter! Sobald das erste Frührot leuchtet steht Euer Ross gesattelt und gezäumt am Tore drunten! lassen Euch die edlen Herren verkünden!“

Und immerfort vor sich hinhurmeln, verließ sie mit dem Vogte das Gemach. Heinz hörte noch, wie die Alte im Himmeln gehen eine Flut von Scheltworten über den Gatten ergoß, fiel unten die Türe zu und alles ward still; nur das summe Geräusch der in der Halle zehenden Ritter klang von dort her.

Allein mit sich und seinen Gedanken, bemühte sich der junge Ritter vor allem, die ungeheure Erregung niederzukämpfen, in welche ihn die Mitteilungen der alten Friedegund versetzt hatten und sich klar darüber zu werden, was er zu tun und zu lassen habe. Von einem Plan hatte die Alte gesprochen, den die schöne Walburga hegte und der nicht von dem Ritter Jörg vereitelt werden sollte! Was konnte dies für ein anderer Plan sein, als der, ihn zu retten? Heimlich verwünschte Heinz den Vogt, der so zur unrechtzeitigen Erscheinung war; die alte Friedegund hätte ihm gewiß noch weitere Verhaltensmaßregeln gegeben, hätte ihm vielleicht auch noch Andeutungen über die verlorene Schwester gemacht. Nun — er wußte wenigstens, daß das Kindlein der Obhut der frommen Schwestern im Kloster unserer lieben Frau in Heubach anvertraut worden war! — auf Grund dieser Kenntnis ließen sich weitere Nachforschungen anstellen, wenn er sich nur erst außer dem Bereich der Burg Rosensteins und deren gewalttätigen Besitzern befand. Aber wie sollte er diesem Bereiche heil und lebend entkommen? Nach menschlichem Ermessen lag er in wenigen Stunden von vielen Schwertern durchbohrt, drunten im Tale auf dem Wiesenplan und seine gute Mutter hatte auch ihn verloren! Seine Gedanken eilten zu der Mutter, zu ihr, die sich mit der frohen Hoffnung trug, daß er die niedergefundene Schwester ihr in die Arme führe. Arme Mutter! Würde sie es überleben, wenn er nicht an den Rhein zurückkehrte, wenn er länger als fünf Monate ausblieb, der spätesten Frist, nach deren Ablauf er wieder bei ihr sein wollte, wie er es hoch und heilig gelobt hatte? Wie wilde Verzweiflung erfaßte es den Sinnenden — es mußte einen Weg zur Rettung geben! Der liebe Gott, der ihm heute abend ein sichtbares Zeichen gegeben hatte, konnte ihn nicht in seiner Not verlassen. Dieser Gedanke erquickte ihn wieder. Der Traum der Mutter fiel ihm ein, in dem er den Ritt nach Schwaben unternommen hatte, sein Begegnen mit dem alten Meinrad, das Zusammentreffen mit dem, der sein ganzes Herz gehörte, die ihn bewogen hatte, nach Rosenstein zu reiten, wo er diejenige wirklich gefunden hatte, die als die Einzige auf dem weiten Erdenrund Auskunft über die verlorene Schwester zu geben vermochte. Sollte das alles blinder Zufall gewesen sein? Nein, nein und abermals nein! Das war ein Zufall — das war Fügung des Allmächtigen, der ihn bisher geleitet hatte und der ihn sicherlich auch ferner schirmen und zu dem erstrebten Ziele führen würde. — Innerlich gehoben von seinem festen Gottvertrauen, trat Heinz an eines der schmalen Fenster und sah in den vom Mond beschienenen Burghof hinab. Immer noch lärmten und tobten die Ritter drüben in der Halle. Besondere Trauer über den Tod ihres Genossen Kurt von Lauterburg schienen sie nicht zu empfinden, denn zuweilen erschallte brüllendes Gelächter — wahrscheinlich aus Vorfreude über die morgen zu veranstaltende Heße auf dem, den von allen Angefeindeten. Die Fenster des Obergeschosses, in welchem sich die schöne Walburga heute gezeigt hatte, zeigten gar keinen Lichtschimmer; doch dort oben auf dem vorgebauten Söller lag ein heißes Empfinden durchzuckte den Spähenden — stand dort nicht eine lichte Gestalt — sie, die seinem Herzen alles war? Er hätte sie aus Tausenden heraus erkannt, auch wenn sich ihre schamhaften Formen in dem vollen Mondlicht nicht so deutlich von der dunklen, mit Efeu überzogenen Mauerwand abgehoben hätten. Doch hatte sie nicht einen Bogen in der Linken? Und warum winkte sie abwehrend herüber, als wolle sie ihn mahnen, einen Platz zu verlassen? Unwillkürlich trat er einige Schritte zurück, noch mit einem Blicke gewährend, wie die Jungfrau auf dem Söller den Bogen spannte und einen Pfeil auf die Sehne legte. Im nächsten Augenblick klang ein schwirrender Ton durch die Stille und ein Pfeil bohrte sich in die Seitenbrüstung des Fensterrahmens. Noch zitterte der Schaft des Geschosses, als es Heinz rammen vor sich, aus dem Holze zog. Gewiß sandte ihm Walburga auf diesem Wege eine Botschaft! Vor Erregung bebend, schritt der junge Ritter nach dem Tischlein, wo die von der alten Friedegund zurückgelassene Leuchte ein trübliches Licht verstreute, und betrachtete den Pfeil. Um den Schaft war mit einem Seidenband ein Streifen Pergament gebunden, der mit kannelierten Lettern beschrieben war. Innerlich aufschauzend, löste Heinz die Schnur und las:

„Reitet nicht zu Tale! Links um die Mauern der Burg herum — so schnell Euch Euer Köhlein tragen kann, den Pfad gen Morgen! Gelangt zu einer Felsenhöhle, das „finstere Loch“ geheißenen Ort harret Euer das schnellste Ross. Halblinks geht Euer Weg sodann zum Tale. Ein Dörflein liegt darin mit Namen Lautern. Durchjagt es, folgt dem Lauf des Baches immerzu nach Mitternacht. Beim nächsten Dörflein, Mägglingen geheißenen, emporeichet die Höhe und jenseits hinunter in das Tal der Lein — dort seid ihr außer dem Bereiche der Verfolger. Wie dank ich es den kommen Schwestern in dem Kloster der lieben Frau im Städt-

lein drunten, die mich von frühester Kindheit an betrauten, daß sie die Kunst des Schreibens mich gelehrt. W.“

Das Herz drohte dem jungen Ritter stille zu stehen, als er die Zeilen gelesen hatte. So beglückend und seinen vollen Lebensmut anregend der Inhalt des Schriftstücks in seinem Anfange für ihn gewesen war, so niederschmetternd wirkten die letzten Zeilen auf ihn. „Im Kloster unserer lieben Frau hat Walburga ihre erste Kinderzeit verlebt!“ lallte er bebend. Als hätte ein jäh niederfahrender Blitzstrahl das ihn umgebende Dunkel gelichtet und ihn eine Wahrheit erkennen lassen, die ihn aus allen Himmeln stürzte und sein Innerstes mit quälendem Weh zerwühlte, sank der starke Mann wie gebrochen auf einen Schemel und murmelte mit gefalteten Händen tonlos: „Herrgott, nur dieses eine nicht — laß sie nicht meine Schwester sein!“

### 7. Die Flucht.

Noch webten die Schatten der Nacht um die stattliche Feste und nur ein bleicher Schimmer am östlichen Himmelrande verkündete das Nahen des neuen Tages, als Heinz von Horn in voller Eisenrüstung sein Turngemach verließ, um sich hinab in den Burghof zu begeben, wo bereits reges Leben herrschte. Reifige Knechte zogen beim Scheine von Fadeln die Rosse aus den Ställen und begannen sie zu satteln, während andere die ungestüm bellenden Hunde aus ihrem Zwinger befreiten und sie mit Riemen zusammenkoppelten. Aus der großen Halle tönte summendes Stimmengewirr — ein Zeichen, daß die Herren der Burg sich schon zusammengefunden hatten und bereit waren, die grausige Heße zu beginnen. —

Als der junge Ritter waffenklirrend aus der schmalen Turmpforte trat und nach seinem Pferde schritt, das, von einem Knechte gehalten, inmitten des Hofes schon gesattelt stand, erschien Haug von Rosenstein auf der Freitreppe und rief dem unter dem Torgang stehenden Burgvogt zu:

„Wolf Hebrand — beim ersten Frührotschein läßt du die Brücke fallen und öffnest weit das Tor. Wenn unser Gast, der edle Ritter Heinz von Fürstenberg, die Burg verlassen hat, wird wiederum das Tor geschlossen, so lange, bis du dreimal in vollem Laufe des Hofes Rund durchgemessen hast! Dann mag die Jagd beginnen!“

Und sich zu Heinz von Horn wendend, der sich anschickte, sein Pferd zu besteigen, fuhr er fort: „So könnt Ihr Euch gewißlich nicht beklagen, daß ich nicht genugam Zeit und Weile lasse, dem Strafgerichte zu entfliehen! Wolf Hebrand ist schon ein alter Mann — der braucht geraume Zeit zu seinem Laufe!“

Ohne den Sprecher einer Antwort zu würdigen, schwang sich Heinz in den Sattel. Der Vogt aber sagte mit tiefer Verbeugung gegen den Burgherren:

„Schon liegt die Brücke edler Herr, dem Eure edle Schwester ritt bereits vor einer Stunde hinaus zum Jagen.“

„Walburga, meine Schwester hat die Burg verlassen?“ fragte der Ritter mißtrauisch. „Und du hast ihr das Tor erschlossen zur Nachtzeit?“

„Wie hätt' ich mich vermessen können, edler Herr, dem Gebote der Herrin den Gehorsam zu verweigern?“ erwiderte der Vogt. „In aller Ehrfurcht hab' ich Eurer edlen Schwester —“

Mit einer ärgerlichen Gebärde schnitt Haug von Rosenstein dem Sprecher das Wort ab und wendete sich wieder nach dem Innern der Halle, aus welcher die dort versammelten Ritter laut nach ihm riefen. —

(Fortsetzung folgt.)

## fällt Kolberg?

Von Kurt Palm.

(Nachdruck verboten.)

Derst von Doucoudou, Kolbergs Kommandant, tat nichts, um die bedrohte Stadt zu retten. Zwar: als am 8. November 1806 ein französischer Parlamentär bei ihm erschien, der ohne einen Schuß Pulver mit glatten Diplomatenworten und Drohungen wie die meisten anderen Festungen Deutschlands auch Kolberg in die Gewalt der Franzosen zu bringen suchte, wies er ihn ab. Dabei blieb es aber auch. Wären die Feinde damals gleich gegen die Stadt vorgerückt, hätten sie leichtes Spiel gehabt. Die Befestigungen lagen in Trümmern und fehlten zum Teil ganz. Doucoudou betrachtete Kolberg eben nicht als eine Festung, die er verteidigen sollte, sondern als eine Pfunde, die ihm des Königs Gnade wie eine Altersversorgung geschenkt. Auch jetzt rührte er keinen Finger, gab keinen Befehl. Offiziere und Mannschaften lebten weiterhin ihr Schlaraffenleben.

Da begehrte die Bürgerschaft auf. Sie hatte dem Treiben der Besatzung bis heute mißbilligend, wenn auch schweigend zugehört; nun aber, da es ernst wurde, wollten sie Soldaten, keine Müßiggänger. Ihre Entrüstung prallte an taube Ohren. Der Kommandant blieb stumm und untätig. Joachim Kettelbed bot ihm viermal die Hilfe der Einwohner an, deren Heimatliebe



Maschinengewehrabteilung im Schützengraben.

sie zum Mitschaffen am Werk der Verteidigung trieb. Er wurde kalt, höhnisch, schließlich grob abgefertigt.

Loucadous militärischer Dünkel verachtete die Bande, die sich herausfordernd die „Bürgerchaft“ nannte. Er hatte dem Parlamentär die Tür gewiesen, der als Diplomat die Übergabe forderte; das war seine Pflicht gewesen. Rückten aber wirklich Truppen an, dann wollte er für einen unhaltbaren Posten kein Blut vergießen; das war sein Recht. So glaubte der alte, abgestumpfte Mann eine Scheinehre retten zu können.

Kettelbed sah ein, daß das Militär in Pflichtvergessenheit verharren würde. Die Stadt mußte sich selbst helfen. Unter



Frau Elisabeth Lorenz.  
(Mit Text.) — Phot. Datsch.

den Augen des Kommandanten, der ihrem Tun unwillig, doch nicht hindernd folgte, verschanzten die Bürger im Osten den Hoheberg und Bollentwinkel, im Nordosten den gefährlichen Wolfsberg, im Süden die Altstadt. Den Zugang zum Hafen versperrte ein Wäldchen, Maikuhle genannt, das man nach Kräften schützte, während der moralische Wiefengrund, der sich von Süden nach Nordosten um die Stadt zog, leicht durch Schleusen mit Wasser gefüllt und auf diese Weise unüberschreitbar gemacht werden konnte. Die verwahrlosten Außenwerke richteten gewöhnliche Arbeiter neu auf; Kanonen, die bisher nur im Scherz manchmal geläutet hatten, sollten endlich auch ihre kriegerische Bestimmung erfüllen. Das alles ordneten in höchster Eile Kolbergs Bürger, ohne daß die Besatzung geholfen hätte. Kettelbed, der Leiter des Ganzen, opferte zur Bezahlung der Arbeiter mehr als die Hälfte seines Vermögens; er sorgte für Lebensmittel und bat schließlich schriftlich den König um Unterstützung und Vollmachten.

Der König sandte als Vizekommandanten den Hauptmann von Waldensfels, einen tüchtigen Offizier, der die Soldaten aus ihrem Schlaf schreckte und sie durch eigene Tapferkeit anfeuernte und begeisterte. Schill fand sich mit seiner berühmten Truppe ein, verstreute Soldaten kamen in Kolberg zusammen und griffen freudig mit zu, England sandte an Stelle der alten neue verbesserte Waffen und Mannschaften, andere Länder schickten kleine Kreuzer und

ebenfalls Soldaten — es schien, als sollte Unternehmen gelingen, das die mutige Bürgerchaft auf eigene Faust begonnen. Nur Loucadou blieb Zuschauer. Ihm waren Waldensfels und Schill sehr unangenehme Untergebene, haßte, so heiß er konnte, den Ruhestörer Kettelbed. Wieder schrieb dieser deshalb an den König und bat um einen neuen Kommandanten. Gneisenau kam, und mit ihm neues Leben neuer Mut. Schill freilich hatte es so lange ausgehalten; seine Soldaten zwar blieben, selbst aber verließ die Stadt, die ihm verfallen noch bevor der neue Befehlshaber eingesetzt war. Die Franzosen hatten merkwürdig lang gezögert, ehe sie den Worten die Tat folgten. Am 13. März 1807 erst war die Umfriederung vollendet. Es schien auch, als hofften sie dann auf friedliche Übergabe. Ihr Schießen war ein Spiel, das keinen Schaden tat. Vielleicht war ihre Zahl auch noch zu gering, ihre Stärke zu schwach für einen ernstlichen Vorstoß gegen die Stadt, die nur durch ihr Zaudern zu einer wirklichen Festung geworden war. Dann vermehrten sich die Angriffe. Aus leichten Plätzen wurden blutige Gefechte. Die Kanonen brüllten lauter. Man stürmte zu gleicher Zeit verschiedene Stellen, und hielt die Belagerten stets in Tätigkeit. Die ersten Granaten schlugen in die Häuser und weckten Angst und Aufregung. Die Bürger sahen sich vor dem bitteren Kampfe um Leben und Gut, die Soldaten sahen die Wichtigkeit ihrer Aufgabe und führten sie tapferer aus, als man nach ihrem bisherigen Verhalten hatte hoffen dürfen.

Ganz plötzlich war in diesen stillen kleinen Ort die Begeisterung gefahren und hatte alle ergriffen. Die Besatzung drängte ihre Führer, wenn Tage hindurch kein bedeutender Vorfall ereignete, einen Ausfall zu wagen. Die kühnsten kämpfte draußen wie in wilder Wut gegen die Belagerer. Gneisenau und Waldensfels, die beiden gleichgesinnten Führer, gaben ihnen das rechte Beispiel. Mag sein, daß die Soldaten sich auch von Bürgern nicht beschämen lassen wollten. Was hatte die Kolberger veranlaßt, den Kampf aufzunehmen, ihr Leben, ihre Habe, ihr Verbleiben wäre unbeschädigt geblieben.

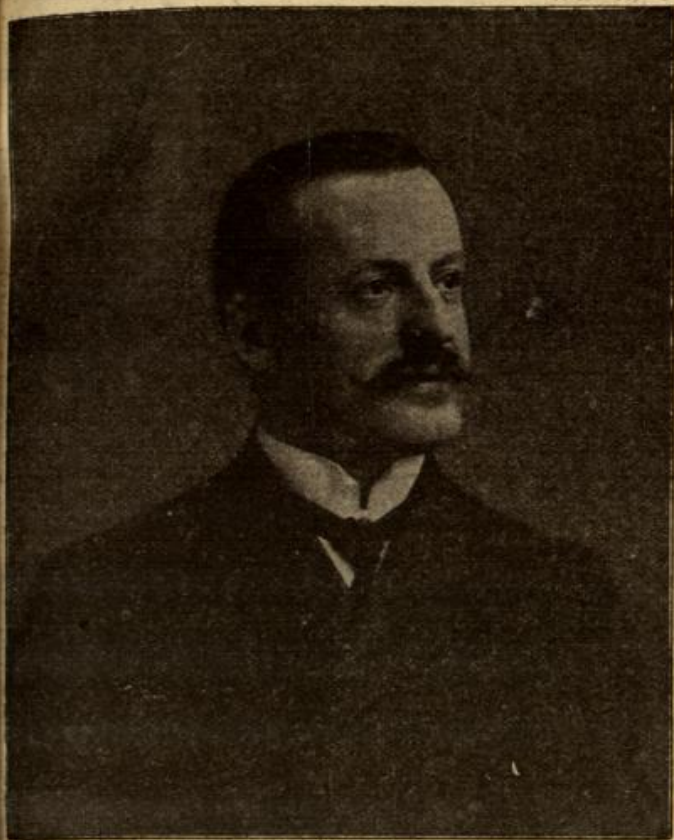


Freiin Marga von Falkenhäusen.  
(Mit Text.)



Nach den furchtbaren Kämpfen bei Limanowa: Gefallene Russen, deren Tausende das Schlachtfeld bedecken, werden in Massengräbern beigesetzt. Phot. Kilophot. Wien.

... hatten sie den Franzosen den Einzug gestattet. Sie aber wagten  
... der Dasein, sie nahmen die Gefahren der Verteidigung eines



**Dr. Giuseppe Motta,**

der neue Schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1915. (Mit Text.)



**Tragbarer Fernsprecher, der die Verbindung zu den vordersten Schützengräben ermöglicht. Phot. R. Sennede.**

... löst, Gefallene ersetzt werden. Der Wolfsberg ging verloren und  
... bot den Feinden Gelegenheit, mit ihren Kanonen noch schlim-  
... mer zu verheeren. Diese Schanze ward gestürmt, von den Ver-  
... teidigern in heißem  
... Ringen noch einmal  
... zurückgewonnen und  
... gleich darauf doch wie-  
... der erobert; mit jener  
... erging es ebenso. Dort  
... brannte ein Dorf, hier  
... rückten die Belagerer  
... fast ungehindert ein  
... Stück näher. Alle Kräf-  
... te arbeiteten bis zur  
... Erschlaffung und konn-  
... ten doch dem ewig fri-  
... schen Gegner nur vor-  
... übergehend schaden.  
... Die eigenen Kanonen  
... donnerten unaufhör-  
... lich; bei den Feinden  
... aber rollte der Donner  
... doppelt so laut. Brände  
... wüteten und steigerten  
... die Verwirrung. Da-  
... zwischen immer wieder das  
... Jammern der Angehörigen,  
... das Wimmern der Kinder,  
... das tiefer noch ins Herz  
... schneidet als alles  
... eigene Elend. Zwei Monate  
... hielt man nun schon aus. Aber



**Ein Freund Deutschlands: Hermann Nidderwüteten** hat die Absicht, eine deutsch-freundliche englische Tageszeitung herauszugeben.

... leicht befestigten Platzes freiwillig auf sich, nur um deutsch  
... eiben zu dürfen. Das freilich war das prächtigste Vorbild opfer-  
... üftiger Vaterlandsliebe, das der Besatzung gegeben werden  
... nute. Keine andere deutsche Stadt hatte so gehandelt. Da  
... itten die Soldaten nicht echte Deutsche sein können, wenn nicht  
... ch ihnen der Mut zum Kampf jäh aufgezündet wäre, als hätte  
... n nur ein unnatürlicher Druck so lange niedergehalten. Das  
... litär ging einig mit der verachteten Bürgerschaft daran, die  
... ste Kraft dem großen Werk zu weihen.

... Trostdem fiel allmählich ein Posten nach dem anderen. Auch  
... n die Angreifer  
... eritten mutig;  
... üh wußten ih-  
... e Menschen-  
... en richtig  
... ma verteilen  
... ield nament-  
... h mit ihren  
... itragenden  
... schützen zu  
... ten. Wäh-  
... nd vor der  
... Stadt der  
... rypf um die  
... usienverte-  
... te, mußten  
... nmen Brän-  
... geldicht, in  
... n Straßen  
... ende Ob-  
... chlose ver-  
... gt, verzwei-  
... nde Frauen  
... d heulende  
... der beruh-  
... und gebor-  
... werden.  
... der Festung  
... es keine  
... nd, die ruh-  
... bei den  
... ranzosen  
... nten Er-  
... idete abge-



**Deutsche Soldaten beim Einkauf in Lodz. Phot. R. Sennede.**

statt der Erfolge, auf die man in froher Zuversicht gehofft, häuften sich Verluste auf Verluste. Nur eine Abteilung stand trotz wütender Angriffe unrückbar, als wurzelte sie im Boden: das war Schills Heldenchar, die den wichtigsten Punkt, die Maituhle, verteidigte. Wenn sie weichen mußte, wenn vielleicht einmal die Feindesmassen über sie hinwegbrausen würden, ohne daß sie der hundertfachen Übermacht wehren könnte, wenn mit diesem Wäldchen der Hasen in die Macht der Franzosen fiel —

Und das war doch nicht unmöglich. Das war das grauenhafte Gespenst, das alles schreckte. Die Zufuhr abgeschnitten, die letzte Schanze, die abweisend vor der Stadt ragte, genommen, der Einzug frei — ja, dann würde der Gegner siegen, selbst, wenn sich alle Bürger auf ihn würfen und der Boden ein Leichenpflaster trüge. Dann fiel Kolberg. Kam es aber so weit?

Als man den 1. Juli schrieb, standen die Franzosen vor den letzten Bollwerken. In der Stadt sah es furchtbar aus. Kein Haus gab es mehr, das unbeschädigt geblieben wäre. Keine Straße, die plakende Bomben nicht aufgerissen hätten. Keine Familie, die nicht eines oder mehrere ihrer Glieder beweinte. Die Verteidiger waren auf ein Drittel ihrer früheren Besatzung zusammengeschnitten. Alle hatten die Außenwerke aufgegeben und sich hinter den Wall der Stadt zurückziehen müssen. Nur die Schillschen standen felsenfest. Man kämpfte nicht mehr mit dem Mut zum Sieg, sondern mit dem der Verzweiflung, der halb schon sein Heiligstes vor dem Blutgericht des Feindes sah. Aber: man kämpfte! Die weiße Fahne der Ergebung flatterte noch nicht und sollte nie flattern!

Granaten und Bomben sausten durch die Luft, fielen scharenweise in die Stadt und ließen ihr verderbendes Feuer überall ausjuden. Es war noch ganz früh am Morgen, drei Uhr ungefähr, als die Feinde den Angriff verstärkten. Von den Häusern stürzten die Giebel. Dächer brachen ein und bedekten aufschreiende Menschen mit Schuttmengen zu. Flammen züngelten empor, als feierte der Wahnsinn ein Fest und zünde Fackeln an. Zu Knäueln geballt stand die Menge in den Straßen, die auch keine Sicherheit gaben, und starrte in die Luft oder schaute sich in scheuer Angst um, presste sich aneinander und barg die Gesichter, um nur nichts zu sehen von den Greneln um sie her.

Da — kaum waren zwei Stunden vergangen — eine neue Unglücksnachricht. Die Maituhle war gefallen! Die Schillschen überrumpelt, zur Seite gestoßen — der Hasen besetzt — wie man seit langem befürchtet! Die Verteidigung war gelähmt. Ziel Kolberg jetzt?

Es wurde Tag, die Sonne stieg, stand und fiel. Noch hielt es sich. Man hatte versucht, das Feuer zu löschen, und es war gelungen. Immer noch aber donnerten in unverminderter Heftigkeit die französischen Kanonen, die immer wieder neu zündeten. Der Abend kam, die Nacht brach herein. O, man fürchtete sich vor dieser Nacht! Bei Tage sah man doch, fühlte sich durch das helle, freie Licht ermutigt; aber die Dunkelheit, die wie der verkörperte Schrecken lastete, die einengte, grauen machte und das Blitzen der Geschosse verstärkte, die emporstiehenden Flammen greller färbte. ... Die Nacht glich der vorigen. Flüchtlinge hasteten umher, Mütter suchten verängstigt ihre Kinder; Verwundete stöhnten, Verletzte schrien, Häuser krachten zusammen, Kanonenlugeln züchten über den Köpfen, Fenster Scheiben zerbrachen klirrend — und zu der Furcht und der Verzweiflung die übergroße Müdigkeit, die die Schwachen zum Ausruhen zwang, aus dem sie doch immer wieder aufs neue emporgeschreckt wurden.

Ins Rathaus, dahin, wo Wage und Archiv sich befanden, kaufte eine Bombe und zündete. Kettelbed, der es sah, eilte von Haus zu Haus und schrie um Hilfe, daß man vereint lösche. Keiner folgte. Sie standen oder lagen alle teilnahmslos, als ginge es sie nichts an, daß noch immer der Geschützdonner brüllte. Brave und wadere Männer starrten ihn an, während er flehte und schalt und tobte, und hörten ihn nicht; schlaftrunken oder wir vor Qual taumelten sie zurück und ließen es brennen. Kettelbed stürzte in ein Bachhaus, sah im Halbdunkel eine Gestalt auf einer Pritsche ruhen, die er für einen Mann hielt, und rief sie an. Sie erhob sich, trat in den Lichtschein — Gneisenau selbst war's. Traurig betrachtete er das Jammerbild Kettelbeds. „Ach, du armer Freund!“ Er erfuhr — gleich raste die Lärmtrommel, Soldaten erschienen, Löschanstalten wurden getroffen. Der Brand war nicht mehr zu unterdrücken, nur zu beschränken. Ein Teil der aufbewahrten Kostbarkeiten blieb erhalten.

Der Morgen des 2. Juli brach an. Das gleiche Bild. Geister schienen drüben die Geschütze zu bedienen, nicht Menschen. Seit vierundzwanzig Stunden taten sie unaufhörlich furchtbare Arbeit. Kennen die Feinde denn keine Ermüdung? — Freilich — wer so stark ist. Dort gibt es Ablösung — in Kolberg nicht mehr. Bis auf den Tod müde schießt und wehrt man und sieht kaum mehr, wohin. Mut ist noch da; aber er muß sterben, wenn der Körper nicht mehr kann. Wozu auch! Kolberg ist doch — verloren —

Ein Brand, als lodere ein Dorf, entsteht. Der Stadt brennt, die Flammen greifen in die Umgebung. Niemand dert sie. Aus drei Häusern schlägt Feuer. An jedem Ende der Stadt und an diesem steigt die Lohe höher denn je. Was tun? Besser, der Feind findet einen Trümmerhaufen als Gebäud Die Schmach ist kleiner. Diebe, die sich aus dem brennenden Gefängnis gerettet, plündern. Laßt sie, die Nasgeier! Man fast zu müde zum Zürnen.

Gneisenau schien allgegenwärtig. Er hielt den Kopf oben und trat mutig in den Kugelregen, wenn seine Hilfe irgendwo notwendig wurde. Man hatte vertrauensvoll das Schicksal der Stadt in seine Hände gelegt; jetzt erwies er sich als ehrliebender Freund und Vater. Er wachte über ihm.

Man sah, der Feind bereitete den letzten Sturm vor. Er wollte vom Hasen her angreifen, wie man erwartet hatte. fort wurden Gegenanstalten getroffen. Befehle flogen. Gneisenau jagte anfeuernd umher, der letzte blutigste Kampf stand bei der Entscheidung, daß Kolberg fiel — plötzlich schwiegen auf einen Zauber Schlag die Geschütze. Ihr drohendes Rauschen verstummte, die erschnte Stille war da und beruhigte doch nicht, sondern ängstigte — was bedeutete das? Unheimlich, die Wechsel. Was bezweckte man damit?

Aus dem Gros der Feinde löste sich eine kleine Truppe, sichtbar eine Abordnung. Sie kam näher. Ein feindlicher Offizier und daneben — preussische Farben, jawohl, preussische Farben — Man kannte die Botschaft, ehe sie gebracht war. Rettung! Rettung! mußte sie heißen!

So war es. Waffenstillstand hatten Preußen und Franzosen geschlossen. Das war zur rechten Zeit! Jubel brach los. Erschöpften spürten keine Müdigkeit mehr. Man löschte richtete her und gab sich seinem Freudentaumel hin. Das war wirklich zur rechten Zeit gekommen! Kolberg war nicht gefallen!

## Die Skizze.

Erzählung von Ilse-Dore-Tanner. (Nachdruck von ...)

Ruth Delmont hatte sich behaglich hineingeschmiegt in einen bequemen, hochlehnigen Schreibtischstuhl. Die feinen Vertiefungen hatte sie übereinandergeschlagen, und die weißen Arme, die zur Hälfte aus der eleganten Spitzenbluse hervorsahen, stüteten er auf das lila Samtpolster des Stuhles, während sie, ein Heft in den Händen haltend, mit weicher, dunkler Stimme der Freundin vorach

Frau Doktor Gerts, in einem hochmodernen, eleganten, aristokratischen Straßenkostüm, saß ihr gegenüber in der Ecke des kleinen Damengemaches und ließ kein Auge von dem schmalen, klugen, lieblich lächelnden Mädchen an, mit den blühenden, lustigen Augen. Ihr hübsches, nichtsagendes Gesicht zeigte eine unbeschränkte Bewunderung in

Es war eine Skizze, eigentlich mehr eine humoristische Anekdote Beschreibung, die das junge Mädchen vorlas, eine Fahrt nach Freundesvoll lustiger Abenteuer, witziger Einfälle und kleiner boshafter Bemerkungen über allerlei richtig beobachtete Schwächen ungeselliger Mitreisenden. Amüsant und flott geschrieben und mit je einem gewissen Etwas, das verrät, daß der Verfasser selbst wohl stemmt, ist mit den Kreisen der Geburts- und Geldaristokratie, die, als ein Leben und Treiben er schildert.

Ruth ließ das Heft sinken und sah erwartungsvoll auf die Freundin.

Die junge Frau sprang auf und streckte die Hände wie in der Hoffnung von sich: „Ich bewundere dich, Ruth! Ich kann nur sagen, ich wundere dich! Und das hast du ganz und gar allein geschrieben.“

Das junge Mädchen lachte hell auf: „Nun, denkst du doch wohl leicht, ich hätte mir von irgend jemand helfen lassen? Nein, die Skizze ist ganz allein ein Produkt meines Geistes.“

„Und das 'Allgemeine Tagblatt' hat's wirklich angenommen und wird es drucken?“

Ruth nickte stolz: „Unter dem Pseudonym: Ruth vom Bogen, und dreißig Mark bekomme ich dafür.“

„Ach, famos! Aber — denke doch nur, die alte Geheimniskammer Müller hält doch das 'Allgemeine Tagblatt'! Wenn die's nicht muß sie sich ja wiedererkennen. Dann weiß sie doch sofort, es nur jemand aus unserem Kreise geschrieben haben kann, der den Namen“ —

Ruth warf das feine Köpchen zurück: „Bah — die wird schon hüten, zu zeigen, daß sie sich wiedererkennt! Das ist ja das Dämnißte, was sie tun könnte. Aber schwarz ärgern sie sich, und das ist mir ebensoviel wert, als bekäme ich noch einmal soviel Honntoar!“

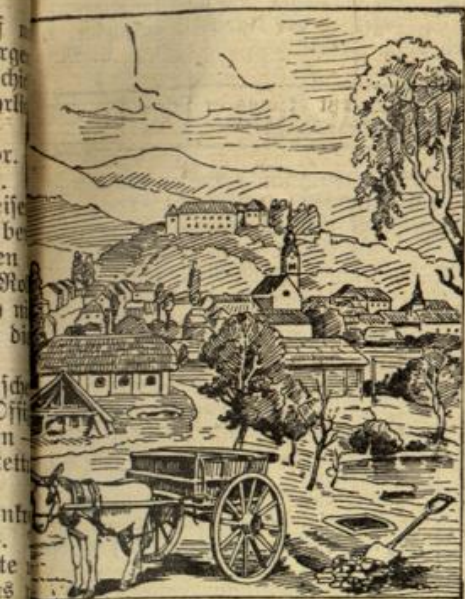
„Und Weißers? Und der Assessor Fuchs?“

„Die natürlich auch, die habe ich ja ganz deutlich abkontert. Ach, es ist zu schön, daß ich diese schriftstellerische Ader in mir bedekt habe, damit werde ich mir manchen Genuß verschaffen.“

und für die dreißig Meter kaufe ich mir den süßen Strandhut, den Mama für eine Verschwendung hält."

Die junge Frau seufzte etwas neidvoll auf. „Gott, wer doch so 'n Talent hätte, und denke doch nur, wie interessant du allen erscheinen wirst, wenn es durchsickert, daß du schreibst."

Verierbild.



Wo ist der Fuhrmann?

Ruth war jetzt aufgestanden und redete die schlanke, ebenmäßige Gestalt, um die sich ein seidenes, graues Chifonkleid schmiegte.

„Interessant und gefährlich“, sagte sie mit einem eigenen Leuchten in den schimmernden Augen.

Im Hinterhaus, Seitenslügel, vier Treppen, in der Wohnung des Schriftstellers Bruno Bremer, herrschte tiefe Stille. In der engen, peinlich sauberen, kleinen Küche saß Frau Anita Bremer, ihren kleinen Sohn auf dem Schoße, und bemühte sich, ihn ganz stille zu halten, indem sie ihm auf einer Schiefertafel allerlei drollige Bilder

zeichnete. Denn nebenan in der Stube saß ihr Mann eifrig über seinen Schreibtisch gebeugt und ließ die Feder übers Papier fliegen. — Der eichene Schreibtisch war das einzige Möbelstück, das an bessere Zeiten erinnerte. Mit zäher Energie war er von dem jungen Ehepaar gegen die Krallen der bitteren Not verteidigt worden, die schon mehr als einmal nach ihm gelangt waren, hatten. Nun stand er da inmitten der ärmlichen Umgebung, in der er sich ausnahm wie ein Fürst unter Bettlern.

Aber gerade Frau Anita hatte lieber alles von ihren Schmutzwäsche geopfert, jeden anderen einigermassen entbehrlichen Gegenstand, als den Schreibtisch ihres Mannes, an dem er in glücklicheren Tagen so viel geschaffen, sich selbst und andern zur Freude, und durch seine fleißige Arbeit ihnen ein glückliches Heim aufgebaut. Wie weit lag diese sorglose Zeit zurück! Schlag auf Schlag war in den letzten Jahren das Unglück über das junge Paar hereingebrochen: Verlust ihrer Ersparnisse durch einen ungetreuen Freund, schwerer Krankheit der Frau und des Kindes, die die Schaffenskraft des Gatten gelähmt hatte, und schließlich monatelanges Siechtum des Ernährers selbst.

Nun endlich war er genesen, und heute hatte er sich zum erstenmal wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, und es erschien ihm, als arbeitete er mit einer Freude und einem Eifer, wie er lange, lange nicht gehabt.

Es war ja auch Zeit, die allerhöchste Zeit, daß wieder Geld ins Haus kam. Sie wußte nicht ein noch aus mehr, trotzdem sie sich selbst nur das Nötigste gönnte, um Mann und Kind nicht hungern zu lassen.

Da trat er über die Schwelle, ein frohes Leuchten in den blauen, doch von der Krankheit her mit dunklen Ringen umgebenen Augen, in schwaches Rot der Freude auf den eingefallenen Wangen:

„Anita, Liebling, ich bin fertig! Denke dir, fix und fertig — die Abschrift ist nicht mehr nötig! Und wie aus einem Guß ist die Arbeit geworden, ich habe das Gefühl, als sei's mir heute gelungen; etwas Gutes zu schaffen, wie seit langem nicht. Und siehst du, was ich geschrieben habe?“ Er setzte sich neben seine Frau auf die Küchenbank und schlang zärtlich den Arm um ihre mächtig gewordene Gestalt. „Eine Sommerfäzze ist's, eine Beschreibung unserer Hochzeitsreise nach Tirol. Eigentlich ist's überbar, daß ich diese einzige Reise meines Lebens noch niemals meinen Arbeiten verwerlet habe. Paß auf, nun wird diese Reise, die unseres Glückes Anfang war, uns wieder Glück bringen.“ Sie strich zärtlich mit der kleinen, verarbeiteten Hand über das glatte, blonde Haar des Mannes.

„Wir könnten's gebrauchen, mein armer, lieber Schatz! Ich möchte dich so gern ein wenig pflegen, es ist bitter, daß ich so wenig für dich tun kann.“

Er hob das blasse, schmale Gesichtchen seiner Frau zu sich herauf und küßte sie auf die Augen: „Du wenig für mich getan? Laubst du, ich merkte nicht, daß du für mich gehungert hast — mich und den Jungen?“ sagte er mit erstickter Stimme. „Aber

nun soll's anders werden! Paß auf, noch heute mittag leg' ich dir ein paar Goldstücke in deine liebe, kleine Hand.“

„Heute noch?“ fragte sie, zaghaft ungläubig.

Er lachte hoffnungsfroh. „Die Arbeit ist wie geschaffen fürs 'Allgemeine Tagblatt' — du weißt, ich verstehe mich darauf — Chefredakteur Mahler kennt und schätzt mich. Wenn ich sie ihm jetzt gleich selbst bringe, tut er mir den Gefallen und überfliegt sie. Kann er sie gebrauchen, woran ich nicht zweifle, so bekomme ich auch gleich das Honorar, zumal wenn er erfährt, daß ich jetzt so lange krank gewesen bin und nichts habe verdienen können.“

Die junge Frau setzte den kleinen, blassen Jungen auf die Erde und half sorglich dem Gatten in den sadenscheinigen Paletot. Er küßte sie und das Kind zärtlich.

„Kannst du mir Fahrgeld geben?“ fragte er zögernd, schon an der Tür.

Frau Anita wurde rot. Ohne ein Wort zu sagen, zog sie ihr mageres, kleines Portemonnaie aus der Tasche und reichte dem Mann zwei Zehnpfennigstücke. Sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, und als die Tür sich hinter ihm schloß, seufzte sie tief auf.

Unruhig räumte sie in der Stube umher und vertröstete das Bäckchen, bei dem sich der Hunger wieder meldete, auf die Rückkehr des Vaters.

Und endlich hörte sie, wie der Schlüssel ins Schloß der Eingangstür gesteckt wurde.

Ihr Mann trat ein, sein Gesicht war fahl, und ohne ein Wort zu sagen, ging er in die Stube, taumelte auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, und plötzlich legte er den Kopf auf die Platte und weinte bitterlich.

Die junge Frau stand einen Augenblick wie gelähmt, sie hatte ihren Mann nie weinen sehen, dann war sie bei ihm. Auf die Knie warf sie sich neben ihn, umschlang ihn mit beiden Armen und preßte ihre Wange an die seine, leise tröstende Worte der Liebe in sein Ohr flüsternd.

Endlich richtete er sich auf und wischte mit dem Tuch über das Gesicht: „Mahler war nicht da, er ist auf Urlaub, und sein Vertreter sagte mir, sie hätten soeben eine Reiseskizze über Tirol angenommen. Arme Anita, nun kann ich mein Versprechen nicht erfüllen“, sagte er mit brechender Stimme.

Sie schmiegte sich fest an ihn: „Ein anderer wird deine Arbeit nehmen und drucken, und denke, vielleicht ist's ein noch Armerer, der die Arbeit vor dir eingereicht, einer, der das Geld noch nötiger braucht als wir —“

„Gibt's den?“ fragte er bitter. Aber als er in das liebe Gesicht seiner Frau sah, in ihre flehenden, angstvollen Augen, da zwang er sich zum Schimmer eines Lächelns: „Nein, ich will nicht verzagen, ich habe ja noch dich, dich und den Jungen“, sagte er innig und zog sie fest an sein Herz.

### Halbbildung.

Es wird heute als eine Forderung der allgemeinen Bildung betrachtet, überall mitzureden. Wird je irgendeine Frage in der Öffentlichkeit oder der Gesellschaft aufgeworfen, so glaubt jeder einzelne sich berufen und befähigt, darüber ein Urteil abzugeben, obgleich in den meisten Fällen dieses Urteil nicht durch eigenes Nachdenken erworben ist. Es ist entweder nur ein Nachplappern von gelegentlich Aufgeschnapptem oder ein Urteil, das man irgendwo gelesen und ohne Nachdenken zu seiner eigenen Überzeugung gemacht hat. So kann man gerade in unserer Zeit häufig Meinungen hören, denen man sofort ihren Ursprung aus dieser oder jener Tageszeitung nachweisen kann.

Es ist gewiß durchaus freudig zu begrüßen, daß sich jeder einzelne auf den verschiedensten Gebieten zu orientieren sucht, aber nicht jeder kann sich so in jede einzelne Frage vertiefen, wie es nötig wäre, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Um aber doch mitreden zu können, wenn die Rede darauf kommt, plappert man einfach Gehörtes oder Gelesenes, also fremde Weisheit, nach.

Ein Zeichen tieferer Bildung und ernsteren Nachdenkens wäre es, frei zu bekennen: Darüber habe ich noch nicht nachgedacht; oder: darüber kann ich mir kein Urteil anmaßen; oder: darüber bin ich nicht genug orientiert.

Dieses freimütige Bekenntnis würde viel oberflächliche Meinungen, verkehrte Ansichten, gedankenlose Urteile aus der Welt schaffen. Wenn jeder nur über das sich ein Urteil erlaubte, worüber er eingehend und ernstlich nachgedacht und sich nach allen Richtungen hin orientiert hat, so würde das, was man „öffentliche Meinung“ nennt, einen gewaltigen Umschwung erfahren. Auf allen Gebieten würde sich ein Wandel zum Guten vollziehen, wenn nicht mehr Gedankenlosigkeit und Gedankenträgheit sich dem Strome der Entwicklung in die Arme werfen würden. Jene Alleswisserei, die in Wirklichkeit doch Nichtswisserei ist, wird dann nicht mehr Ausweis von Bildung, sondern als das betrachtet

werden, was sie wirklich ist, nämlich Oberflächlichkeit und Torheit. Der wahrhaft Gebildete wird sich jeder unechten und geborgten Urteile, Ansichten und Meinungen enthalten und nicht von den Zinsen eines fremden Kapitals leben. Nur was er selbst sich mit eigener Arbeit, eigenem Fleiß, eigenem Nachdenken und eigenem Forschen erworben hat, wird er als sein Eigentum betrachten und verausgaben.

Gertrud Westthal.

**Unsere Bilder**

**Auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen:** Eine österreichisch-ungarische schwere Mörserbatterie auf dem Vormarsch gegen Warschau. Diese 30,5-cm-Mörserbatterien, die durch eigene Motorzüge befördert werden, haben bereits bei der Beschließung der belgischen und französischen Festungen Beweise ihrer großen Wirksamkeit erbracht. Sie sind von den Stoda-Werten in Pissen gebaut und verfeuern Geschosse im Gewicht von 385 kg. Die Konstruktion der Riesengeschütze ist so sinnreich, daß sie innerhalb 40-50 Minuten nach ihrer Ankunft bereits schußbereit sind.

**Frau Elisabeth Lorenz,** die ihren Gatten, den berühmten österreichischen Chirurgen Dr. Lorenz, ins Feld begleitete, erhielt für ihre heldenmütige Aufopferung das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

**Freiin Marga von Falkenhäusen,** die erste auf dem Felde der Ehre gefallene Schwester. Ihr Tod wurde durch eine auf das Stappenlazarett Eßfane geschleuderte feindliche Fliegerbombe herbeigeführt.

**Hermann Ridder,** einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Zeitungsmänner und Besitzer der „New Yorker Staatszeitung“, soll in diesem Blatt die Hoffnung ausgesprochen haben, bald eine deutschfreundliche englische Tageszeitung herausgeben zu können, um der Deutschenheze wirkungsvoll entgegenzutreten. Hermann Ridder weilte 1906 in Deutschland und wurde damals vom Deutschen Kaiser empfangen.

**Dr. Giuseppe Motta,** der neugewählte Präsident des Schweizerischen Bundesrats für das Jahr 1915. Dr. Motta ist am 29. Dezember 1871 in Airolo geboren und kam 1887 an das Lyzeum von Freiburg im Achtland; 1889 und 1890 besuchte er die dortige Universität, 1890 bis 1891 studierte er in München, 1892 und 1893 in Heidelberg, wo er am 22. April 1893 den Doktorhut mit der Auszeichnung summa cum laude erwarb. Im Jahre 1895 ließ er sich in Airolo als Rechtsanwalt nieder, 1897 wurde er Notar. Seine politische Laufbahn begann er 1895 mit dem Eintritt in den tessinischen Großen Rat; vier Jahre später, im Oktober 1899, wurde er Nationalrat. Dr. Motta ist ein ausgezeichneter Jurist, der die drei Landessprachen so geläufig beherrscht, daß er in jeder derselben plädierte.

**Allerlei**

**Erläuterlich.** „Warum wurde der Vegetarianer Grodoff denn gestern plötzlich so wütend?“ — „Ja, man hatte ihm seinen Spinat irtümlicherweise in eine Nummer der ‚Fleischer-Zeitung‘ eingewidelt.“

**Humor des Auslandes.** Er: „Ich fand den Professor recht langweilig mit seiner ewigen Statistik.“ — Sie: „Ich nicht; er sagte mir, daß es vierhundert Billionen Menschen auf der Welt gäbe, und daß ich von dieser ganzen Gesellschaft das hübscheste Mädchen sei.“

**Ein eigentümliches Drachenspiel** findet man auf Java. Man läßt zwei große papierene Drachen in die Luft steigen. Die Stride, woran sie befestigt sind, werden vorher mit Leim bestrichen und durch feine gestampfte Glasscherben gezogen. Die Fertigkeit in diesem Spiele besteht nun darin, daß jeder seinen Drachen so zu leiten sucht, daß das Tau des einen über das des anderen hinwegfährt und es, wenn möglich, durchschneidet. Während dieses Kampfes, der oft stundenlang dauert, werden von den Zuschauern oft große Wetten abgeschlossen.

**Künstlerneid.** In Italien und Frankreich waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Komponisten, Pajsiello und Zingarelli, sehr beliebt. Als jedoch Rossini's Opern immer größeren Anklang fanden, stand man den Kompositionen der erstgenannten Künstler bald interesselos gegenüber. Zingarelli als Direktor des Konservatoriums für Musik in Neapel, untersagte aus Neid seinen Schülern bei schwerer Strafe das Studium Rossini'scher Partituren. Wer bei diesem Studium betroffen wurde, durfte das Konservatorium nicht mehr besuchen. Nur durch einen königlichen Befehl konnte Zingarelli schließlich dazu gebracht werden, dieses Verbot aufzuheben.

Da traf eines Tages Zingarelli mit Rossini zusammen. Rossini konnte die Abneigung Zingarellis gegen seine Opernwerke, Zingarelli wurde einem seiner Schüler begleitet und verurteilte, Rossini dadurch zu demuten, daß er dem Meister seinen Schüler mit den Worten vorstellte: „Sie, lieber Rossini, dieser junge Mann ist auch so ein Nachahmer Ihrer Musik. Wollen Sie ihm nicht einmal ins Gewissen reden, daß er das nicht läßt?“ Rossini sah seinen eifersüchtigen Kollegen lächelnd an und zu ihm mit vergnügter Miene: „Sie verlangen von mir Unmögliches, ehrter Direktor. Ich meine, Sie besorgen das bereits so gründlich, für mich nichts mehr zu sagen übrig bleibt.“

**Gemeinnütziges**

**Zimtwafln.** 500 g feines Mehl, 180 g frische Butter, 210 g Zucker, 25 g gestoßener Zimt und 4-5 Eier werden gut vermischt. Daraus werden im Waffeleisen schöne goldgelbe Waffeln gebacken.

**Aufrantwurzeln,** wie Quecken, den usw., sind beim Umsehen der Gärten sorgfältig auszuwischen. Diese Arbeit macht sich bezahlt, wenn man bedenkt, daß jedes kleine Erbsenstückter wächst und die Erde ihrer Nährstoffe vollends beraubt wird.

**Blutaufrischung** durch Einsetzen anderer Biene. rassen empfiehlt sich, wo die angestammten Biene. auffallenden Fleiß in der Tracht zu geringe Neigung zum Schwärmen zeigen. Auch bei Fortdauer unbegleiteter Stachelstich ist der Ersatz dieser Rasse stets anzuraten.

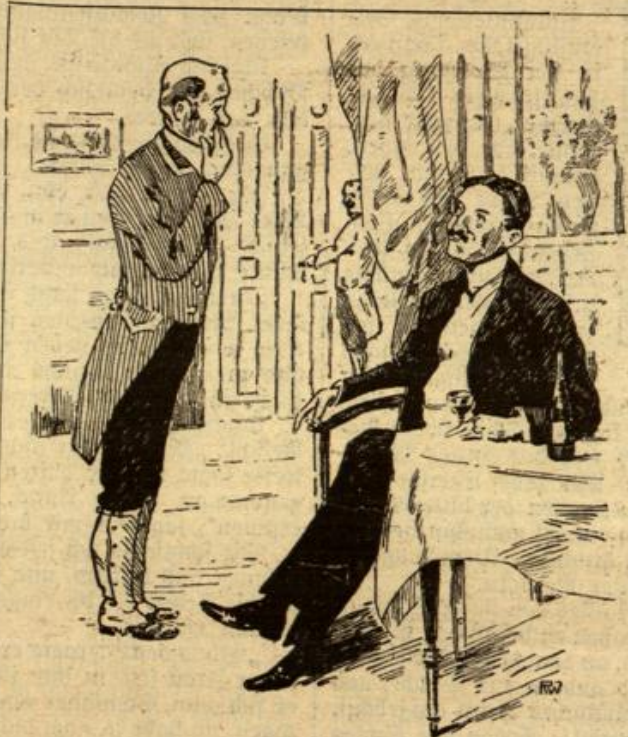
**An Sonnenblumenkerne** muß der Züchter seine Hühner erst gewöhnen, sie fressen sie nicht ohne weiteres, sondern quetscht sie und tut sie in das Weichfutter. Sonnenblumenkerne erhöhen den Wohlgeschmack der Eier und geben dem Gefieder Glanz.

**Man überlasse nie seine Hühner in sportlichen Übungen** und gehe ihnen keinen Anständen nach längerer Arbeit ohne angemessene Vorbereitung. Höchsteleistungen. Unfälle jeder Art sind in vielen Fällen die Folge solcher unvernünftigen Verhältnisse.

**Gelochte Bohnen** sind ein sehr nahrhaftes Hühnerfutter. Sie dürfen nicht zu reichlich gegeben werden.

**Bei der breitwärtigen Aussaat von Karotten, Kresse, Petersalat usw.** der Same an einzelnen Stellen dicht und dann ist, wenn die Saat geht, zu verdünnen. Um dies nach Möglichkeit zu vermeiden, mische man Samen mit Asche oder trockenem Erbsenmehl. Er fällt dann viel gleichmäßiger.

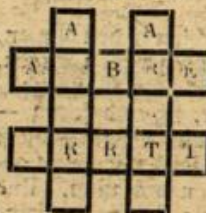
**Junge Silberaninchen** kann man nicht mit Sicherheit auf ihren späteren Wert als fellliefernde Tiere abschätzen und dementsprechend die Aufzucht zu regeln. Die Tiere färben sich nämlich nur sehr langsam aus, und gerade die, die anfangs nicht gut voran wollen, gedeihen besser, wie die schon nach kurzer Zeit durchsilberten.



**Verständniß.**

Herr: „Wie sehr hatte ich Sie im Verdacht, Johann; heute habe ich aber die Überzeugung erlangt, daß der Feind von meinem Weine mittrinkt!“  
Johann: „Was, der auch?“

**Reißen-Rästel.**



Die Buchstaben in obiger Figur sind so zu umstellen, daß die entsprechenden waagrecht und senkrecht Reihen gleichzeitig sind und Worte folgender Bedeutung ergeben:  
1) Einen Hausvogel.  
2) Einen Patriarchen.  
Julius Fald.

**Bilderrästel.**



Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Streich-Rästel: Das Blut ist ein Gast von wenig Kraft.  
Des Rästel: Tulen, Tula.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.